

Jenn
Bennett

DIE
ANATOMIE
+ DER
NACHT

CARLSEN



Jenn Bennett

Die Anatomie der Nacht

Aus dem Englischen von Claudia Max

Zu leben ist nichts als ein Adrenalinrausch, aber es ist das Risiko wert.

Vielleicht lernt man solche Jungen ja nur zu später Stunde kennen. Im Nachtbus, wenn man die letzte Bahn verpasst hat und nur hoffen kann, dass Mom auch noch nicht zu Hause ist. Wenn ganz andere Leute unterwegs sind als sonst. Zum Beispiel dieser Typ mit den schwarzen Klamotten, der aussieht, als wolle er den nächsten Kiosk ausrauben. Doch Bex stellt fest: Jack ist kein Kioskräuber. Er ist der Graffitikünstler, der seit Wochen San Franciscos Bauwerke mit riesigen goldenen Buchstaben verziert. Aber das hält nicht jede*r für Kunst; genauso wie nicht jede*r Bex' anatomische Studien schön findet. Bei Tag und bei Nacht, auf den Dächern der Stadt und in den Tunneln der U-Bahn wächst ihr Vertrauen zueinander. Und zwischen ihnen erblüht die Liebe.

Megacool und hochromantisch – eine urbane Liebesgeschichte von der Autorin von »Unter dem Zelt der Sterne«

Wohin soll es gehen?



[Buch lesen](#)



[Viten](#)

Eins



Die letzte Bahn fiel aus. Es war kurz vor Mitternacht und ich hatte fast eine Stunde lang an der Haltestelle University Hospital gewartet, meine Kunstmappe und einen Überrest Stolz an mich gedrückt. Meine Gesellschaft bestand aus: einigen angehenden Medizinstudenten, einer älteren Chinesin, die ihren Schirm wie eine Waffe schwenkte, einem redefreudigen Schnorrer namens Will (der im Parkhaus der Klinik lebte) und einem enthusiastischen, betrunkenen Straßenprediger, der uns entweder vor dem Ende der Welt durch einen Feuersturm warnen oder uns Boxkampftickets andrehen wollte – vielleicht beides.

»Der N-Judah-Doppelzug ist im Sunset Tunnel liegengeblieben«, las einer der Medizinstudenten auf seinem Telefon. »Sieht aus, als müssten wir den Owl nehmen.«

Allgemeines Aufstöhnen ging durch die Gruppe.

Der verhasste Nachtbus, wegen seines Eulenlogos auch Owl genannt.

Wenn der Stadtbahnverkehr in San Francisco nachts eingestellt wird und die meisten Bewohner schlafen, werden die überirdischen Strecken von Owl-Bussen übernommen. Ich war bisher nur einmal kurz vor den Sommerferien mit dem Nachtbus gefahren. Mein älterer Bruder Heath hatte mich in völliger Fehleinschätzung meines Geschmacks mit Tickets für ein Singalong von *The Little Mermaid* (Leuchtstäbe, Muschel-BHs) im Castro Theatre aufmuntern wollen, und nach einem mitternächtlichen

Imbiss in einem heruntergekommenen Pub hatten wir die letzte Bahn verpasst. Owl-Busse sind langsamer, dreckiger und voll mit Leuten, die von Partys kommen, aus Clubs oder Bars – gute Chancen also, eine Prügelei mitzubekommen oder auch plötzliches Erbrechen. Mit Heath einen Owl zu nehmen war das eine. Allein zu fahren etwas anderes, vor allem, wenn niemand wusste, wo ich war.

Ja, ich weiß. Nicht die allerschlaueste Idee, aber ich hatte kein Geld für ein Taxi. Ich kaute auf einem abgerissenen Nagelhautfetzen herum, starrte auf die nebelumhüllte Straßenlaterne und hoffte bloß, dass ich nicht so verängstigt aussah, wie ich war.

Nur so nebenbei, ich darf nach zehn Uhr abends eigentlich nicht mehr mit Öffentlichen fahren. Das ist in den Augen meiner Mutter die statistisch belegbare Obergrenze, um keinem Gewaltverbrechen zum Opfer zu fallen. Die Uhrzeit ist nicht willkürlich gewählt. Mom ist Krankenschwester und macht drei- bis viermal die Woche Nachtdienst in der Notaufnahme auf der anderen Straßenseite (wo sie auch in diesem Moment war), deshalb weiß sie ganz genau, wann Opfer mit Schussverletzungen eingeliefert werden. Und obwohl das Busverbot auch für Heath galt, war mir klar, dass ich wesentlich stärker gefährdet war, weil ich klein und weiblich und noch nicht achtzehn war.

Na gut, ich mag in der Opferstatistik ganz oben stehen, aber ich treibe mich ja nicht ständig nach Mitternacht in der Stadt herum und zeige meinem kostbaren jugendlichen Leben den Mittelfinger. Wirklich, so riskant war es eigentlich nicht. Die Gegend war nicht gefährlich und ich fahre seit meiner Kindheit mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Außerdem hatte ich Pfefferspray und einen nervösen Zeigefinger.

Und ich hatte einen guten Grund, heimlich unterwegs zu sein: Ich hatte der Professorin, die das Institut für Anatomie leitete, meine Zeichnungen zeigen und sie überzeugen wollen, mir Zugang zum Präpariersaal zu gewähren. Das war zumindest ursprünglich der Plan gewesen. Nachdem ich allerdings stundenlang auf jemanden gewartet hatte, der nicht auftauchte, sah das Ganze eher nach bescheuerter Zeitverschwendung aus.

Während die Medizinstudenten Wetten abschlossen, wann der Owl-Bus auftauchen würde, steuerte Schnorrer-Will winkend auf mich zu. Sollte mir recht sein. Ich fühlte mich sicherer, wenn ein vertrautes Gesicht zwischen mir und dem betrunkenen Prediger war; er machte mich mit seinem Gegeifer nervös.

»Hey, Mann«, brummte Will im Näherkommen. Mann? Aber bevor ich etwas erwidern konnte, schlurfte er vorbei, als würde er mich überhaupt nicht wahrnehmen. Wow. Jetzt auch noch eine Abfuhr von einem Penner. Mein Abend wurde wirklich immer besser.

»Was geht, Willy?«, antwortete fröhlich eine männliche Stimme. »Bist ja noch ganz schön spät unterwegs.«

»Die Sicherheitsleute vom Krankenhaus drehn ihre Runden. Warte bloß, dass sie den Abflug machen.«

Ich drehte mich neugierig um, weil ich sehen wollte, wem Wills Aufmerksamkeit galt – irgendeinem zwielichtigen Typen, der an einer Telefonsäule lehnte. Da Will mir die Sicht versperrte, konnte ich ihn nicht richtig erkennen, aber die zwei unterhielten sich kurz, bevor Will mich dann doch mal zur Kenntnis nahm.

»Trauerpflänzchen«, sagte er mit einem breiten Grinsen. Das ist sein Spitzname für mich, weil er mich für depressiv hält. Bin ich übrigens

nicht. Ich bin bloß wohltuend einsilbig und ernsthaft, aber solche Feinheiten kann man nicht jedem erklären. »Wie geht's so?«

»Hält sich in Grenzen«, sagte ich. »Ich habe heute Abend nichts für dich.« Manchmal gebe ich ihm was, aber hätte ich in diesem Moment Geld gehabt, hätte ich im Taxi nach Hause gesessen.

»Macht nichts. Deine Mutter hat mir vor ihrer Schicht Abendessen spendiert.«

Das überraschte mich nicht. Vielleicht war es die Krankenschwester in ihr, aber Mom musste einfach jeden in ihrem Umfeld füttern, und bei Essensresten war sie geradezu manisch, alles, was größer als ein Reiskorn war, wurde entweder eingefroren, irgendjemandem zu Mittag vorgesetzt oder an Nachbarn, Kollegen verteilt – und nun offenbar auch an den Krankenhausschnorrer Will, der schon wieder jemand anderen entdeckt hatte, den er kannte und begrüßen ging, so dass ich mit seinem zwielichtigen Freund zurückblieb.

Aber jeder war besser als dieser Straßenprediger. Nur war es nicht irgendjemand. Es war ein Junge.

Ein Junge in meinem Alter.

Ein sehr heißer Junge in meinem Alter.

Groß und schlank lehnte er an der Telefonsäule und strich sich eine widerspenstige dunkle Haarsträhne aus dem Gesicht. Er war von Kopf bis Fuß schwarz gekleidet, als würde er die Hauptrolle in einer italienischen Gangsterkomödie spielen und gleich in eine Bank einbrechen: Jeans, Fleecejacke und eine Strickmütze, die er tief in die Stirn gezogen hatte. Seine Hände steckten in eng anliegenden schwarzen Handschuhen, an sein Bein gelehnt stand ein abgewetzter Rucksack (wahrscheinlich mit Sprengstoff, um den Banksafe aufzukriegen).

Erst als der Prediger wieder zu lamentieren anfang, wurde mir bewusst, dass ich ihn anstarrte.

Zusammen mit der Regenschirmfrau hörten wir dem Prediger zu, der über Rettung und Licht und irgendwas, das ich nicht verstehen konnte, und *Huren und Bestien und Feuer* faselte. Ewige Verdammnis, oh Mann. Mein Trommelfell war kurz davor zu platzen. Ich drückte meine Zeichenmappe fester an mich, doch eine Sekunde später verstummte die Tirade des Predigers und er lehnte sich gegen das Bushäuschen, als würde er jeden Moment einschlafen.

»Sieht mir nicht wie der große Läufer aus«, bemerkte der Junge in verschwörerischem Ton. War er etwa näher gekommen? Er war groß, stellte ich fest. Das waren die meisten Leute für mich, aber er war bestimmt mehr als einen Kopf größer als ich. »Den hängst du locker ab, wenn er sich deine Mappe schnappen will. Bilder?«

Ich schielte auf meine Hand, als hätte ich sie noch nie zuvor gesehen. »Bilder, ja.«

Er fragte nicht, warum ich auf einem medizinischen Campus Bilder mit mir herumschleppte. Er musterte mich bloß nachdenklich und sagte: »Moment, lass mich raten. Keine Stilleben oder Landschaften. Dein skeptischer Blick lässt auf postmodern schließen, aber deine Stiefel sagen« – sein Blick wanderte zu meinem schwarzen Rock und dem kniehohen grauen Leder, das meine Waden bedeckte – »Grafikdesign.«

»Meine Stiefel sagen: ›Hatten einen Termin mit der Direktorin der Anatomie.‹ Eigentlich wollte sich Dr. Sheridan nach ihrer letzten Vorlesung mit mir treffen.« Die dauerte von sieben bis neun, danach hatte ich ewig gewartet und der abnehmenden Zahl Graduiertenstudenten

hinterhergeschaut, die das Gebäude verließen. Obwohl sie einen Notfall in der Familie vorschützte, hatte ich, als sie gegen elf endlich anrief, das untrügliche Gefühl gehabt, dass sie unsere Verabredung schlicht vergessen hatte.

»Und meine Zeichnungen sind nicht postmodern«, fügte ich hinzu. »Ich zeichne Körper.«

»Körper?«

»Anatomie.«

Das ist mein Ding. Ich bin nicht wie diese coolen, kreativen Mädchen aus meinem Kunstkurs, die aus Mülltüten Röcke schneiden und Bilder in abgefahrenen Farben malen. Nicht mehr zumindest. Die letzten paar Jahre habe ich mich auf Bleistift und schwarze Tusche beschränkt und zeichne nur Körper – alte oder junge, männliche oder weibliche, das ist mir ziemlich egal. Ich mag die Art, wie sich Knochen und Haut bewegen, und ich schaue mir gern an, wie die verschiedenen Kammern des Herzens miteinander verbunden sind.

Und während ich meine neue Bekanntschaft verstohlen musterte, wusste mein anatomiebesessenes Hirn auch zu schätzen, wie bei diesem Körper alles zusammenpasste. Er war eine bewegte feingliedrige Aktstudie mit definierten Muskeln, kilometerlangen dunklen Wimpern und herrlich ausgeprägten Wangenknochen.

»Ich bin eine von denen, die in der Neunten in Bio mit Begeisterung Frösche zerlegt haben«, stellte ich klar. Ich will nicht übertreiben, aber gerade diese Kleinigkeit hat mir nie viel Sympathie eingebracht, keine Ahnung, warum ich es erwähnte. Wahrscheinlich war ich einfach voll im Zuckerrausch von dem süßen Typen.

Er stieß einen leisen Pfiff aus. »Wir hatten Schweineföten, aber ich konnte mich rausreden und meinen Fötus am Computer bearbeiten. Aus philosophischen Gründen.«

Wie er das sagte, ließ vermuten, dass er nach den Gründen gefragt werden wollte, und ich nahm den Köder. »Lass mich raten, zu zart besaitet, um tote Frösche –«

»Gegen meine Weltanschauung«, verbesserte er mich.

»Vegetarier«, riet ich.

»Ja, aber ein sehr schlechter.« Er deutete auf seinen Jackenkragen, an dem ein kleiner Button mit der Aufschrift HIER UND JETZT steckte.

Ich schüttelte verwirrt den Kopf.

»Meine philosophische Ausrede. Zen.«

»Bist du Buddhist?«

»Ein sehr schlechter«, wiederholte er. Seine Mundwinkel verzogen sich zu einem Fast-Lächeln. »Wie lange ist es doch gleich her, dass du diesen Frosch seziert hast? Vier Jahre? Zwei Jahre ...?«

»Versuchst du mein Alter rauszukriegen?«

Dieses Mal grinste er richtig, das Grübchen in der linken Wange wurde tiefer. Er zuckte die Achseln und sagte: »Ach, falls du auf dem College bist, ist das überhaupt kein Problem. Ich stehe auf ältere Mädchen.«

Ich? College? Ich brach in schrilles, gestörtes Lachen aus. Was in aller Welt war los mit mir? Zum Glück übertönte der kaputte Auspuff eines abbiegenden Lieferwagens mein Hyänengelächter. Als ich mich wieder eingekriegt hatte, deutete ich mit meinem Pfefferspray-Schlüsselanhänger auf ihn. »Warum läuft ein buddhistischer Vegetarier in Juwelendiebklamotten rum?«

»Juwelendieb?« Er sah an sich herunter. »Zu viel Schwarz?«

»Nicht, wenn du einen Überfall planst. Genau die richtige Dosis, vor allem wenn du noch diese Hamburgerdieb-Maske von McDonald's in der Tasche hast.«

»Shit«, sagte er und tastete seine Jacke ab. »Ich wusste, dass ich was vergessen habe.«

Der Gehweg unter meinen Stiefelabsätzen vibrierte. Als ich aufblickte, sah ich in der Windschutzscheibe des einfahrenden Busses die LED-Anzeige des N-Owl. Aus den Fenstern schimmerte kaltes weißes Licht.

»Wunder über Wunder«, murmelte der Typ. »Der Owl ist tatsächlich gekommen.«

Ich stellte mich auf Zehenspitzen, um abzuschätzen, worauf ich mich einlassen würde. Wie es aussah, waren zwar ein paar Plätze besetzt, aber es war nicht sardinenbüchseneng. Noch nicht.

An der Bordsteinkante bildete sich schon eine Schlange. Ich ging schneller, um die Medizinstudenten und den betrunkenen Prediger zu überholen. Stieg der Typ auch ein? Um nicht aufdringlich zu wirken, widerstand ich dem Bedürfnis, mich umzudrehen und nachzusehen, und kramte meine Monatskarte heraus. Einmal über den Scanner gehalten und ich war im Bus – hoffentlich nicht allein.

Zwei



Da Nachtbus-Regel Nummer eins lautet, in der Nähe des Fahrers zu bleiben, erkämpfte ich mir einen guten Platz im vorderen Teil des Busses, auf einer der langen Bänke am Fenster. Sie sind eigentlich für Behinderte, Schwangere und Senioren gedacht, aber da die Frau mit dem Regenschirm sich auf der anderen Seite der Stange neben mir niedergelassen hatte, ging ich davon aus, dass es schon in Ordnung war.

Ich klemmte meine Mappe hinter die Waden und sah mich im Bus nach möglichen Gefahrenquellen um. Zu meiner großen Erleichterung war der betrunkene Prediger nirgendwo zu entdecken.

Dafür jemand anderes.

Als sich die Bustüren quietschend schlossen, ließ sich der Typ auf den Sitz mir gegenüber fallen und stellte den Rucksack zwischen die Füße. Er lehnte sich theatralisch schnaufend zurück, bevor er sich ein wenig aufrichtete und so tat, als sei er überrascht, mich zu sehen.

»Du schon wieder.«

»Dein Zielobjekt scheint in meinem Viertel zu liegen. Du hast hoffentlich nicht vor, unser Haus auszurauben. Bei uns sind keine Juwelen zu holen, Mr Einbrecher.«

»Ich finde, ›Jack der Juwelendieb‹ hat was. Vielleicht sollte ich diese Karrieremöglichkeit ernsthaft in Erwägung ziehen.«

Jack. War das sein richtiger Name? Das grelle Licht des Busses zeichnete tiefe Schatten auf seine schmalen Wangen und die Kerbe unter seiner Unterlippe. Seine Art, provokativ ein Lächeln zu unterdrücken, hatte dieses sexy Scheiß-drauf-Dings.

»Du kanntest Will«, sagte ich und schaltete, als der Bus rumpelnd anfuhr, auf Sherlock Holmes. »Das heißt, du lebst entweder irgendwo in Parnassus oder du hast irgendwas mit dem Krankenhaus oder der Uni zu tun.«

»Dann werde ich mal eins ausschließen«, sagte er. »Ich wohne nicht hier.«

»Hmm. Aber du studierst nicht an der medizinischen Fakultät.«

»Sei doch nicht so voreingenommen. Vielleicht gibt es ja Juwelendiebe mit chirurgischen Fähigkeiten.«

»Aber deine Bemerkung über ›ältere Mädchen‹ spricht dafür, dass du auf der Highschool bist, wie ich –«

»Wie du? A-ha!«, rief er fröhlich. »Ich komme übrigens diesen Herbst in die Zwölfte.«

»Ich auch«, gab ich zu. »Wenn du also keine Seminare auf dem Campus besuchst, vermute ich mal, dass du entweder jemanden kennst, der dort studiert oder im Krankenhaus arbeitet. Vielleicht hast du ja auch jemanden im Krankenhaus besucht.«

»Scharf kombiniert, Trauerpflänzchen«, sagte er. »Aber Moment. Ich war nicht der Einzige, der Will kannte. Er sagte, deine Mutter habe ihm Abendessen spendiert, also weiß er, wer sie ist. Und da du dir nun Sorgen machst, ich könnte einen Bruch in euer Haus –«

»Bruch? Das hab ich so nicht gesagt.«

»Aber wie. Einbrecher, weißt du noch?«, sagte er und hielt eine behandschuhte Hand hoch. »Egal, kann ja sein, dass ihr Will kennt, aber ihr wohnt auch nicht in der Nähe des Krankenhauses. Ich tippe auf Sunset – Inner oder Outer?«

»Ja«, sagte ich, um eine konkrete Antwort zu vermeiden.

Unbeirrt versuchte er eine andere Methode. »Du hast noch nicht erklärt, warum du dich mit der Direktorin der Anatomie treffen wolltest, die dich versetzt hat. Willst du ein Praktikum dort machen oder ...«

»Nein, ich wollte bloß die Erlaubnis, ihre Kadaver zu zeichnen.«

Er kniff ein Auge zusammen. »Will heißen Leichen?«

»Körper, die für die Wissenschaft gespendet wurden. Ich möchte medizinische Illustratorin werden.«

»Für Lehrbücher?«

Ich nickte. »Und für Pharmafirmen, medizinische Forschung, Labore ... Es herrscht eine Riesenkonkurrenz. In den Staaten gibt es nur fünf anerkannte Masterstudiengänge, und um dort reinzukommen, muss man zusehen, dass man besser ist als die anderen. Ein paar Museen hier in der Stadt sponsern Ende Juli einen Schülerzeichenwettbewerb, den ich gewinnen will. Es ist ein Stipendium ausgeschrieben, außerdem würde sich ein Platz gut auf meiner College-Bewerbung machen.«

»Und Leichen zu zeichnen verschafft dir einen Vorteil?«

»Sezierte Körper zu zeichnen.«

Er verzog das Gesicht.

»Da Vinci hat Leichen gezeichnet«, sagte ich. Bei dem Argument hatte auch meine Mutter schon abgewinkt, als ich verkündete, ich wolle in seine Fußstapfen treten. »Und Michelangelo. In den Fresken der Sixtinischen Kapelle sind jede Menge anatomische Zeichnungen versteckt. Wenn man

bei *Die Erschaffung Adams* das rosa Leichentuch hinter Gott genauer betrachtet – du weißt schon, dieses Bild, wo Gott den Arm ausstreckt, um Adams Finger zu berühren –, sieht man, dass es in Wirklichkeit eine Abbildung des menschlichen Hirns ist.«

»Wow. Das war nicht nur so dahingesagt mit dem Frosch, was?«

»Nein.« Ich kratzte mich am Hinterkopf; die Klammern, die meine ineinander verschlungenen Zöpfe im Nacken zusammenhielten, fingen zu piken an. »Ich will bloß nach dem Präpkurs Leichen zeichnen. Ich würde niemandem auf die Nerven gehen oder im Weg rumstehen. Aber jetzt muss ich nächsten Mittwoch vor ihrer Vorlesung wieder hin. Hoffentlich ist sie dann auch mal da.« Redete ich zu viel? Ich war mir nicht sicher, aber ich konnte auch nicht aufhören. Wenn ich nervös bin, werde ich geschwätzig. »Wenigstens werde ich mich nächstes Mal nicht mit Gesprächen mit fremden Jungs im Owl in Gefahr bringen.«

»Sich lebendig zu fühlen ist das Risiko immer wert.«

»Sich lebendig zu fühlen ist doch nur ein Adrenalinstoß.«

Er gluckste und musterte mich einen Moment. »Du bist ein interessantes Mädchen.«

»Sagt Jack, der buddhistische Juwelendiebvegetarier.«

Sein träges Grinsen war verdammt gefährlich.

Eigentlich hatte ich immer gedacht, dass ich ziemlich gut flirten konnte – und dass die Jungs, die ich anflirtete, kein Talent hatten. Jack hingegen hatte sehr wohl Talent und an diesem Abend flogen die Funken nur so. Er warf einen Blick auf meine übereinandergeschlagenen Beine ... vor allem auf die paar Zentimeter nacktes Knie zwischen Rock und Stiefeln.

Mist. Er musterte mich definitiv. Was sollte ich tun? Erde an Beatrix: Das war ein Nachtbus, nicht dieses Lied von *Journey*. Hier ging es nicht um zwei Fremde im Mitternachtszug nach Nirgendwo. Ich war auf dem Heimweg und er würde wahrscheinlich gleich einen Schnapsladen ausräumen.

Wenn es um Liebesgeschichten ging, hatte ich manchmal den Eindruck, dass ein Fluch auf mir lag. Nur um das klarzustellen, ich bin keins dieser »Ach, ich bin so unscheinbar, kein Junge schaut mich an«-Mädchen. Jungs schauten sehr wohl (wie in diesem Moment). Ein paar starrten sogar (so wie in genau diesem Moment, ganz im Ernst). Erst wenn sie mich besser kennenlernten – oder meine eigenwilligen medizinischen Kunstwerke sahen –, ging die Sache den Bach runter.

Zu schräg für die Sportdeppen, nicht schräg genug für die Hipster, war ich weder Freak noch Nerd und gehörte somit nirgendwohin. Ich hatte kein Problem damit, dass man mich für sonderbar hielt – wirklich, selbst als diesen Winter jemand mit Edding »Morticia Adams« auf meinen Spind schrieb, war mir das egal. Erstens stimmte der Nachname ja fast, Morticias wird zwar mit Doppel-d geschrieben, aber ich bezweifle, dass, wer auch immer meinen Spind beschmiert hat, genug Hirnmasse besitzt, diesen Unterschied zu begreifen. Zweitens ähnte ich eher der Tochter der Addams, Wednesday, – dem apathischen Mädchen mit den kopflosen Puppen – als Morticia, das liegt vor allem an meinen Haaren. Ich flechte sie immer zu Zöpfen und ich kenne alle möglichen abgefahrenen Frisuren, von Prinzessin-Leia-Schnecken über Heidi bis zu griechischer Göttin oder dem Meisterwerk von heute Abend: moderne mittelalterliche Prinzessin.

Das Lustige ist, ich mag die Addams Family sogar und wer immer mir den Spitznamen verpasst hatte, beleidigte mich damit nicht. Und schlaflose Nächte hatte ich deswegen schon gar nicht. Und es ist auch nicht so, dass ich in sozialer Hinsicht voll daneben bin. Ich habe ein paar Freunde (mit »ein paar« meine ich tatsächlich ein Paar, also zwei, Lauren und Kayla, die beide den Sommer in einem wärmeren Landesteil verbringen). Ich hatte auch ein paar Beziehungen mit Jungs (»ein paar« heißt, ich war zwei Monate mit Howard Hooper zusammen und während einer Anti-Abschlussball-Party in Laurens Keller zwei Stunden mit Dylan Norton).

Nun gut. Es war nicht unbedingt so, dass ich mich vor Dates nicht retten konnte, und ich konnte auch in der Schule nie schwarze Kleider tragen, ohne dass die anderen hinter meinem Rücken tuschelten und fragten, wo Gomez stecke. Aber auf dem College würde ich das alles hinter mir lassen und mich als kultivierte Kunststudentin neu erfinden, die vor Wortwitz und unverbrauchter *joie de vivre* nur so überschäumte. Meine unzähligen Gesprächseinstiege über Haut und Knochen würden das Herz irgendeines freigeistigen Professors betören (der fast immer einen britischen Akzent hatte und auch noch ein ehemaliger olympiatrainierter Schwimmer war – nur wegen des Körpers), mit dem ich irgendwann auf eine zauberhafte, warme Insel durchbrennen würde, wo ich zur gefeiertsten medizinischen Illustratorin der Welt aufsteigen würde.

In diesem Tagtraum war ich immer älter und schlagfertiger und die Sonne hörte nicht auf zu scheinen. Doch im Moment saß ich in einer kalten, nebligen Nacht in einem Owl-Bus und fühlte ... ich weiß nicht, was.

Vielleicht, dass ich nicht die ganze Zwölfte ausharren müsste, um es auf irgendeine Trauminsel jenseits der Highschool zu schaffen.

Vielleicht konnte ich gleich in diesem Bus einen gefährlich gut aussehenden Jungen betören.

Als er aufsah, traf sich unser Blick. Wir starrten uns an.

Und starrten.

Und starrten ...

In meiner Brust flammte eine seltsame Hitze auf und breitete sich wie Buschfeuer über meine Haut aus. Es schien ansteckend zu sein, denn auf seinen Wangen zeigten sich ebenfalls zwei rosa Flecken; ich hatte noch nie gesehen, dass ein Typ wie er rot wurde. Keine Ahnung, was zwischen uns passierte, aber es hätte mich wirklich nicht weiter überrascht, wenn der Owl in Flammen aufgegangen, von der Straße abgekommen und in einem glühenden Inferno explodiert wäre.

Eine Bushaltestelle nach der anderen zog vorüber und wir hörten nicht auf, uns anzustarren. Mein älteres, schlagfertigeres Selbst war ständig kurz davor, mich über den Gang hinweg auf diesen Jungen zu stürzen, aber mein wirkliches Ich war zu vernünftig. Schließlich brach er unser Schweigen und fragte leise und dringlich: »Wie heißt du?«

Die Frau mit dem Regenschirm gab ein leises Schnauben von sich. Ihr missbilligendes Stirnrunzeln stellte sogar noch das meiner Mutter in den Schatten. Hatte sie uns die ganze Zeit beobachtet?

»Scheiße.« Jack zog an der gelben Haltesignalschnur am Fenster und bückte sich nach seinem Rucksack. Irving und 9th. Eine Haltestelle, an der viele ein- und ausstiegen. Meine war noch ein paar Blocks entfernt, was nur eines bedeutete: Meine Nachtbusfantasie hatte ihr Ende erreicht. Was

sollte ich tun? Die Warnung der alten Dame ignorieren und ihm meinen Namen verraten?

Was, wenn ich ihn nie wiedersah?

Als der Bus mit einem Ruck hielt, fiel Jacks Rucksack um. Aus dem geöffneten Reißverschluss rollte etwas heraus und knallte gegen meine Stiefelspitzen.

Eine teuer aussehende Spraydose mit goldenem Metallicdeckel.

Ich hob sie auf und hielt sie kurz in der Hand. So, wie sich sein Körper plötzlich anspannte, hätte er ebenso gut ein Neonschild auf dem Kopf haben können, auf dem NERVÖS! NERVÖS! NERVÖS! blinkte.

Ich hielt ihm die Spraydose entgegen. Er stopfte sie in den Rucksack, den er über die Schulter warf. »Viel Glück beim Leichenzeichnen.«

Jede mögliche Erwiderung ging in dem News-Ticker in meinem Hirn unter, der sämtliche Schlagzeilen der letzten Zeit abspulte. Während sich die Türen schlossen und der Bus weiterfuhr, konnte ich nur zusehen, wie Jacks langer Körper in der Dunkelheit verschwand.

Ich wusste, wer er war.

Drei



Seit Schuljahresende im Mai waren überall in San Francisco goldene Graffiti aufgetaucht. Einzelne Wörter in riesigen goldenen Buchstaben auf Brücken und Häuserfronten. Keine halbleserlichen, zornigen Tags von irgendwelchen Gangs, sondern perfekt ausgeführte Schriftzüge von jemandem mit Talent und Ahnung.

Konnte dieser Jemand *Jack* sein? War er der berüchtigte Sprayer, der wegen Sachbeschädigung gesucht wurde?

Den Rest der Fahrt bekam ich nur undeutlich mit, weil ich mich an alles zu erinnern versuchte, was ich in Blogs über die goldenen Graffiti gelesen hatte. Ich musste unbedingt recherchieren, und zwar sofort.

Als der Bus an meiner Haltestelle auf der Judah Street hielt, rannte ich los, um genau das zu tun.

Ich wohne im Inner Sunset District, und der Name ist der größte Witz überhaupt, denn es ist einer der nebligsten Stadtteile San Franciscos. Der Sommer ist am schlimmsten, die Nächte sind kalt, und wenn ich nicht nachmittags mit der Bahn rüber nach Mission fahre, sehe ich manchmal wochenlang keine Sonne. Abgesehen vom Nebel wohne ich gern hier. Bis zum Golden Gate Park sind es nur ein paar Blocks, außerdem gibt es ziemlich viele coole Läden auf der Irving. Von der Bushaltestelle muss man bloß den Hügel runter bis zu dem schmalen, blassgelben edwardianischen Reihenhaus, in dem wir zwei Stockwerke bewohnen. Den kleinen

Gartenstreifen auf der Rückseite teilen wir uns mit unserer Nachbarin Julie, einer Medizinstudentin, die die Wohnung über uns gemietet hat. Sie war diejenige, die den Termin in der Anatomie für mich organisiert hatte.

Ich rannte die Treppen zu unserer Haustür hoch. Während ich noch nach dem Schlüssel kramte, fuhr ein Taxi vor. Mein Bruder sprang heraus und bezahlte schnell den Fahrer, erst dann entdeckte er mich.

»Mom kommt nach Hause!«, rief Heath und rannte eine Krankenwagensirene nachahmend die Treppe hoch. Er trug eine knallenge Jacke, knallenge Jeans und ein noch knallengeres schwarzes Shirt mit der Aufschrift 21ST CENTURY METAL BOY in Silbernieten. Da er eine Bierfahne hatte, hielt ich es für einen Scherz.

»Wo warst du?«, fragte ich.

»Ich? Wo warst du?«

»Hab Kriminelle im Nachtbus aufgerissen.«

Er machte »Haha, klar doch« und fuhr sich mit den Fingern durch die kurzen Haare, die denselben Branton haben wie meine. Eine Stufe über ihm stehend, war ich fast größer als er; wie meine Mutter sind wir beide eher kurz geraten. Er musterte meinen Rock und meine Stiefel. »Warum bist du eigentlich so aufgetakelt?«

»Das ist eine lange Geschichte. Du stinkst übrigens wie eine Brauerei. Bist du betrunken?«

»Nicht mehr«, beklagte er sich. »Beeil dich und schließ auf. Ich meine es ernst. Als ich mit dem Taxi am Krankenhaus vorbeigefahren bin, habe ich den Gefangenentransporter vom Angestelltenparkplatz fahren sehen.«

Der Gefangenentransporter war Moms uraltes weißes Toyota-Coupé. Es hatte über dreihunderttausend Kilometer auf dem Buckel und eine Delle im Kotflügel.

»Ich hab dem Taxifahrer was extra gezahlt, damit er über eine rote Ampel brettet, um sie zu überholen. Shit!«, knurrte er ungeduldig. »Wird das heute noch was, Bex?«

Bex ist die Kurzform von Beatrix, so nennen mich meine Familie und meine Freunde, und zwar ausschließlich Bex – nicht etwa Bea oder Trixie, nichts, was meinen Albtraum von Namen noch altmodischer klingen lässt, als er ohnehin schon ist.

Während Heath mich anschubste, schloss ich die Tür auf und wir eilten ins Haus. Auch wenn unsere Wohnung zwei Stockwerke einnimmt, hat sie nur zwei Zimmer. Im Schlafzimmer wohnt meine Mutter, Heath haust unten in der Waschküchenhöhle, die ein kleiner Abstellraum neben einer Garage ist. Mein Zimmer ist eigentlich das Esszimmer, aber wir essen am Küchentisch oder auf dem Sofa vor dem Fernseher – »wie Schweine«, sagt meine Mutter, tut es aber, obwohl sie sich dafür schämt, trotzdem.

Das Schamlos-Gen ist irgendwie erblich bei uns, denn mein zwanzigjähriger Bruder hatte kein Problem damit, dass er immer noch nicht ausgezogen war und im Hotel Mama wohnte. Da es noch ein halbes Jahr dauerte, bis er volljährig wurde, hätte ihm meine Mutter einen Tritt verpasst, wenn sie erfahren hätte, dass er sich mit gefälschtem Ausweis heimlich in Clubs rumtrieb. Wieder mal.

»Warum kommt sie während ihrer Schicht nach Hause?«, fragte ich.

»Was weiß ich«, rief Heath auf dem Weg zum Bad zurück. »Ich muss pinkeln. Schau aus dem Fenster und ruf, wenn sie vorfährt.«

»Vergiss es. Ich muss mich umziehen. Dass ich unterwegs war, weiß sie auch nicht.« Ich rannte in mein Zimmer, versteckte meine Mappe neben dem Zeichentisch und zog die Jacke aus. Mein Zimmer ist durch eine Flügeltür vom Wohnzimmer abgetrennt. Ich habe die Glasscheiben mit

Quadraten aus alten Röntgenbildern beklebt, und wenn die Türen geschlossen sind, habe ich so etwas wie Privatsphäre. Aber da es kein richtiges Schlafzimmer ist, gibt es auch keine Fenster und meine Kleider sind in einen klapprigen Ikea-Schrank gestopft, dessen Tür nicht schließt.

Aber der Raum hat nicht nur schlechte Seiten. In der Mitte hängt ein schicker alter Art-déco-Leuchter und an einer Wand ist eine riesige eingebaute Geschirrvitrine im Mission Style, in der ich meine Sammlung aufbewahre: alte Anatomiebücher, eine Visible Woman aus den Sechzigern (eine durchsichtige Plastikfigur mit herausnehmbaren Organen), ein paar alte Gebissmodelle und mehrere kleine Anatomiemodelle (Herz, Gehirn, Lunge). Am Fußende meines Bettes steht Lester, ein lebensgroßes Lehrskelett auf einem Rollenstativ. Diese Dinge sind richtig teuer, aber weil er nur noch einen Arm hat, hatte sich meine Mutter ihn umsonst im Krankenhaus gekrallt.

Heath blieb schnaufend vor meinen Röntgenbildertüren stehen. »Jetzt mal ehrlich, wo warst du heute Abend?«

»Ich wollte mich mit der Direktorin der Anatomie treffen, aber sie hat mich versetzt.«

»Das wieder? Ja, ja, ja. Stur wie ein Maulesel. Ich dachte, Mom hätte dir verboten, sie zu behelligen?«

»Ich hatte den Termin schon ausgemacht«, verteidigte ich mich. »Ich bin ja nicht in den Sektionsraum eingebrochen und habe Leichen geschändet. Ich habe nichts Verbotenes getan.« Außer, dass ich gegen den Willen meiner Mutter verstoßen, den Owl genommen und mit jemandem geflirtet hatte, der vielleicht ein gesuchter Straftäter war ... »Zumindest nichts furchtbar Verbotenes«, besserte ich nach.

»Gott bewahre«, brummte Heath. »Du hast doch keine Ahnung von verbotenen Dingen.«

Ich zog die Stiefel aus und schleuderte sie in den wackeligen Schrank. »Aber du, was? Warst du mit Noah aus, oder weiß er wenigstens Bescheid? Wenn du ihn betrügst –«

»Psst! Hör mal.« Er legte den Kopf schief und stützte sich mit der Hand gegen den Türrahmen. »Ist das der Gefangenentransporter?«, flüsterte er.

Das vertraute ratternde Quietschen des Garagentors ließ den Boden vibrieren.

»Ich habe geschlafen, als du nach Hause kamst!«, wies mich Heath an und rannte die Treppe hinunter.

Ich warf schnell meinen Rock unters Bett und streifte, während ich die Türen zuzog, Jogginghosen über. Als ich den Kronleuchter ausgedreht hatte, kam Mom auch schon die Treppe ins Wohnzimmer hochgeeilt. Mist. Das war schnell. Sie schien es eilig zu haben.

»Es ist ein Uhr morgens. Von wo zum Teufel rufst du an?« Moms Stimme übertönte das Knarzen ihrer Gummisohlen. »Was soll's. Ist mir auch egal. Komm endlich auf den Punkt und sag mir, was du willst.«

Mit wem redete sie da?

»Auf keinen Fall. Wenn du etwas schickst, werde ich es in den Müll werfen. Hast du mich verstanden?« Auf dem Weg in die Küche ging sie an meinem Zimmer vorbei. Gläser klirrten. Sie war am Kühlschrank. Richtig! Sie hatte ihr Essen ja Schnorrer-Will gegeben. Wahrscheinlich war sie auf der Suche nach etwas anderem Essbaren. »Pech. Es hat sich nichts geändert. Lass es einfach, dann wirst du auch nicht enttäuscht. Und wenn du mich jetzt entschuldigen würdest, ich muss arbeiten. Und einen

angenehmen Flug von London.« Sie sprach den Namen der Stadt spöttisch aus. Ein gedämpfter Knall beendete den Anruf.

Hui. Sie war richtig sauer.

Wieder knarzten Schritte an meinem Zimmer vorbei. »Hoffentlich stürzt dein Flieger in den Scheißatlantik«, brummte sie, bevor sie die Treppe hinunterrannte. Eine Minute später heulte der Motor des Gefangenentransporters auf und sie war wieder weg.

Mom wird selten wütend. Eigentlich zeigt sie Gefühle sowieso selten. Niemals. Es ist eine der Eigenschaften, die ich von ihr geerbt habe – einen nüchternen Charakter. Kein Drama, keine Tränen, kein Geschrei. Wir funktionieren beide auf einem sachlichen Level, anders als Heath, der in ungesunder Maßlosigkeit ständig von einem Extrem ins andere verfällt. Das hat er von unserem Vater, der uns drei Jahre zuvor für eine Stripclubbesitzerin hatte sitzenlassen, die er auf einer Geschäftsreise nach Südkalifornien aufgegeben hatte; wir hatten ihn seitdem nicht mehr gesehen und ich vermisste ihn auch nicht.

Natürlich gab es jede Menge Geschrei, bevor er verschwand, aber als er weg war, hat Mom sich ziemlich schnell wieder gefangen. Sie hat nicht geheult, als die Scheidung durch war, und sie hat auch nicht schlecht über Dad geredet, als er keinen Unterhalt für uns zahlte. Das letzte Mal, dass sie Gefühle gezeigt hat, war vor zwei Jahren, als Heath und ich ihr vorschlugen, dass wir beide aus Solidarität ihren Mädchennamen »Adams« annehmen würden.

Wie dem auch sei, der einzige Mensch, der sie in so etwas wie Wut versetzen konnte, war mein Vater, aber soweit ich wusste, hatten sie keinen Kontakt. Sie hatte keinen Freund – sie hatte »mit Männern abgeschlossen« und keiner ihrer Bekannten hielt sich in London auf.

Wen hatte sie also am Telefon angebrüllt?

Ich öffnete gerade die Röntgentür einen Spalt, als Heath wieder die Treppe hochkam. Er streckte die Handfläche zum High Five vor und ich schlug ein. »Hinten kackt die Ente«, sagte er fröhlich und ging ins Bad.

»Du hast noch Glitzer auf der Nase«, antwortete ich.

Wie immer seine Klugscheißerantwort lautete, sie war nicht zu verstehen. Da mich wichtigere Dinge beschäftigten, kümmerte ich mich nicht weiter um ihn, sondern verkroch mich mit meinem Laptop im Bett. Ich brauchte nur ein paar Sekunden, um zu finden, wonach ich suchte, einen Post in einem Stadtblog mit dem reißerischen Titel: »Der Sprayer mit dem goldenen Apfel: Dichter oder aufmerksamkeitsheischender Vandalen?«

Der Post zählte auf, was ich schon wusste, aber ich erfuhr auch ein paar neue Sachen – dass die Tags sowohl mit einer professionellen Airbrushpistole als auch mit einem speziellen Graffiti-Spray ausgeführt worden waren, dessen Verkauf in der Stadt verboten war. Als ich an die teuer aussehende Dose in Jacks Rucksack dachte – definitiv nichts, was man in einem normalen Baumarkt kaufen konnte –, vollführte mein Magen einen kleinen Salto.

Fünf Wörter waren in den letzten Wochen gesprüht worden: *anfangen*, *fliegen*, *dazugehören*, *springen*, *vertrauen*. **ANFANGEN** war passenderweise das erste und prangte in über drei Meter großen Buchstaben auf dem Pflaster um Lotta's Fountain, den ältesten Brunnen der Stadt. Das neueste Wort, **VERTRAUEN**, war mit Schablone auf das Dach des Ticketverkaufs am Eingang des San Francisco Zoo gesprüht worden.

Der Post zitierte einen Polizeibeamten der Graffitibekämpfungsstelle des San Francisco Police Department. Er mahnte, der Unterschied zwischen Graffiti und Kunst sei die »Erlaubnis«, und betonte, der Künstler, der die goldenen Worte gesprüht hatte, müsse damit rechnen, dass sein Vergehen als schwere Straftat geahndet werde, da die Kosten für die Entfernung über vierhundert Dollar betrügen.

Aber das war noch nicht alles. Der Künstler signierte die Wörter immer mit einem kleinen goldenen Apfel am unteren Ende des letzten Buchstabens, was den Blogger spekulieren ließ, ob es eine Verbindung zu dem anonymen örtlichen »Künstlerkollektiv« namens *Zoff* gab.

Nicht gut.

Zoff war für Protestaktionen gegen das Büro des Bürgermeisters bekannt und hatte an öffentlichem Eigentum Schäden in Höhe von mehreren Zehntausend Dollar verursacht: Fenster eingeschlagen, Läden verwüstet, Gegenstände angezündet und vor dem Fährgebäude am Embarcadero Farbe über die Bronzestatue von Gandhi gekippt. Der Blogger meinte, die Signatur der goldenen Graffiti könne eine Anspielung auf die griechische Mythologie sein, wo der Apfel der Zwietracht die Aufschrift »der Schönsten« getragen und einen Zickenkrieg zwischen Hera, Aphrodite und Athene ausgelöst hatte.

Als ich so über alles nachdachte, kam ich mir wie auf einer dieser Schiffschaukeln auf dem Jahrmarkt vor, bei denen man zwischen Nervenkitzel und der unterschwelligen Angst schwankt, dass sich ein Bolzen lösen und das ganze Ding in den Himmel katapultieren könnte.

Mit einem hatte mein Bruder Recht: Ich hatte wirklich keine Ahnung von verbotenen Dingen. Vielleicht sollte ich mir Jack einfach aus dem Kopf

schlagen und in meinen langweiligen sonnen- und freundlosen Sommer zurückkehren.

Doch das war leichter gesagt als getan.

Am nächsten Nachmittag, während Mom ihre Nachtschicht und Heath seine Clubtour ausschloß, fuhr ich mit der Bahn zur Irving Street, die nur einen kurzen Fußmarsch vom Südosteingang des Golden Gate Park entfernt war ... und nur eine Haltestelle von dem Stopp, an dem Jack in der Nacht zuvor ausgestiegen war.

Weiterhin war es der Ort, an dem ich als bezaubernde Teilzeitkassiererin in einem Gourmetsupermarkt namens Alto arbeitete. Da wir auf die Schickeria abzielten, mussten alle bis auf die Fisch- und Fleischverkäufer weiße Button-down-Hemden, schwarze Hosen, schwarze Krawatten und die firmeneigenen schwarzen Alto-Schürzen tragen. Ich fühlte mich wie eine Bedienung in einem Nobelrestaurant – nur ohne nobles Trinkgeld.

In der Schule beklagen sich viele über ihre Sommerjobs, aber bis auf die schwarze Krawatte war ich mit meinem eigentlich zufrieden. Es verlangte einem nicht viel ab, Waren über einen Scanner zu ziehen. Insgeheim machte es mir sogar irgendwie Spaß, Lebensmittel in Tüten zu packen, es hatte was von einem Puzzle, das schwere Zeugs ganz nach unten, die kalten Sachen nebeneinanderzustellen – es war ein bisschen, wie die Plastikorgane meiner Visible Woman an ihren Platz zurückzulegen: seltsam befriedigend.

Außerdem duftete der Laden immer nach warmem Brot und frischen Blumen und die klassische Musik, die einen ununterbrochen berieselte, beflügelte meine Fantasien von der redegewandten älteren Kunststudentin. Es hätte wirklich schlimmer sein können.

Nachdem ich meinen Arbeitsbeginn registriert und meine Geldkassette durchgezählt hatte, ging ich zu der mir zugewiesenen Kasse. Der letzte Kassierer hatte die Gummiringe und Stifte an einen anderen Platz geräumt. Während ich alles wieder zurückstellte, spähte eine dunkelhaarige Frau um einen Aufsteller mit Schweizer Schokolade.

»Hallo, Beatrix.«

Ms Lopez ist eine der Geschäftsführerinnen. Sie ist alleinerziehend und Anfang dreißig und hat eine elf Jahre alte Tochter namens Joy. Als Chefin ist sie ziemlich vernünftig und fair und einfach nett – noch ein Grund, warum ich diesen Job in Ordnung finde.

»Verdammt ... das sieht ja heute richtig nach Arbeit aus«, sagte ich.

»Ich kann überhaupt nicht aufhören zu gähnen«, gab Ms Lopez grinsend zu und verschränkte die Arme vor der Schürze. Unter dem Knoten ihrer Krawatte glitzerte eine kleine rot-schwarze Brosche. Ms Lopez hatte ein Faible für Marienkäfer und trug immer irgendwo einen als Glücksbringer – als Socken, als Pullover, als Brosche. Zu Weihnachten hatte ich ihr einen in Plexiglas gegossenen Marienkäfer geschenkt, den sie in ihrem Büro auf den Schreibtisch gestellt hatte. »Wie ist dein geheimes Treffen gelaufen?«

Ms Lopez wusste alles über meine Bilder und fand mich auch nicht komisch, weil ich präparierte Leichen zeichnete. Noch ein Grund, warum wir uns verstanden.

»Es war leider der totale Flop«, sagte ich und erzählte ihr das meiste. Dass ich verbotenerweise mit dem Owl nach Hause gefahren war und Jack kennengelernt hatte, unterschlug ich allerdings. »Na ja, ich versuch es nächsten Mittwoch noch mal. Zum Glück habe ich ja keine festen Zeiten und muss meine Chefin nicht anbetteln, mir einen Abend freizugeben.«